Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 114. Bydgoszcz/ Bromberg, 20. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

Was ihn betraf, er machte sich zwar nicht viel aus Roulette, er fand es langweilig und zog eine Partie Bridge allem anderen vor, aber Lucille wollte es so und nicht anders, und er war ja glücklich, wenn er etwas für sie tun konnte.

Sie klingelten am nächsten Tage bei Kilian an, beriefen sich auf die Empfehlung und ließen sich für den gleichen Abend einladen.

Kilian empfing sie mit der unpersönlichen und routinierten Höflichkeit eines Restaurateurs.

Lucille, in ihrem engen dunkelblauen Kostüm und dem schrägen kleinen Hütchen, sah ihm nicht ohne versteckte Neugierde ins Gesicht, als er sich mit ein wenig müder Lässigkeit über ihre Hand beugte. Sie verstand etwas von Gesichtern und sie dachte nicht ohne Befriedigung, als sie Kilian gegenüberstand, daß dieser Mann, der ihr Feind sein mußte, ihrem ungeheuren Ansturm noch gebändigter Energien nicht gewachsen sein würde.

Kilian sah in der Tat nicht wie ein zu fürchtender Gegner aus. Die Müdigkeit, die in seiner ganzen Haltung sichtbar war, ließ ihn eher krank als schlaff erscheinen. Seine Augen unter den schweren Lidern hatten einen leblosen und unbeteiligten Blick. Nur mit Mühe schien er in seinem hageren verlebten Gesicht einen Ausdruck von Verbindlichkeit aufrecht zu erhalten. Die blassen langen Hände zitterten nervös, wenn er zwischen Mittel- und Zeigefinger die Zigarette zum Munde führte —

Seit Tagen erwartete Kilian eine Katastrophe. Er wußte nicht woher sie kommen und in welcher Gestalt sie in Erscheinung treten würde, und diese ungewisse Angst, diese immerwährende Angst vor etwas, das er noch nicht sehen konnte, zermürbte und zerfaserte ihn, raubte ihm jede Initiative. Er vermochte nur in Furcht zu verharren wie ein wehrloses hypnotisiertes Tier.

Er hatte ja alles getan, um Manja Stojowska ausfindig zu machen. Er hatte drei Detektive hinter ihr hergehetzt und obwohl es einem von ihnen gelungen war, Manja zweimal — beide Male, als sie das Edenhotel betrat — aufzuspüren, so war sie doch bald darauf wieder verschwunden gewesen. Es war wie verhext, es hatte sich alles gegen ihn verschworen.

Jetzt, da er bereit war, alle ihre Wünsche zu erfüllen, ja wo sogar allein der Gedanke, Manja in der Nähe zu wissen, sie in die Arme zu schließen, ihn mit einer ungeahnten Sehnsucht erfüllte, jetzt, da er einsam und im Innersten gebrochen die Stunde verfluchte, in der er in wahnsinnigem Hochmut diese Frau von sich getrieben hatte, jetzt war sie ihm mit einemmal unerreichbar wie eine Welke, die über den Himmel zieht.

Stunden um Stunden, tagelang, saß er neben dem Telephon und erwartete eine Nachricht, sei es von ihr, sei es von den Agenten, die ihm ihre Adresse bringen sollten. Aber nichts geschah, sie war wie vom Erdboden verschlungen, obwohl er wußte, hier in dieser Stadt, in dieser Luft lebte und atmete sie irgendwo, vielleicht fuhr sie an ihm vorbei in der Straßenbahn oder in einer Taxe. Kilian lief rastlos durch die Straßen mit dem gierigen Ausdruck eines fanatischen Fährtensuchers, er hetzte plötzlich hinter Frauen her, deren Figur ihn an sie erinnerte, er durchstreifte dutzendmal am Tage die wenigen Lokale, von denen er wußte, daß Manja dort früher verkehrt hatte. Und beständig wuchs die Verzweiflung in ihm, sie drohte seinen Verstand zu verschütten wie ein einstürzender Turm.

Natürlich wußte er, daß Leonhard von Schippenheil im Edenhotel wohnte und daß Manja nur zu dem Zweck zweimal in diesem Hause gewesen war, um Leonhard gegen ihn zu hetzen. Er wußte aber auch, daß Leonhard offenbar nicht sehr geneigt war, ihr Glauben zu schenken, denn Leonhard tat ja nichts. Leonhard — auch das wußte er — verbrachte seine ganze Zeit mit diesem schwarzäugigen Mädchen, das in jener verfluchten Nacht in seinem Haus erschienen war, außerdem hatte er auch erfahren, daß Leonhards Tage in Berlin nur gezählt waren und er wieder für längere Zeit zur See gehen würde. Aus dieser Haltung meinte er mit ziemlicher Zuversicht schließen zu können, daß, wenn Leonhard überhaupt etwas zu unternehmen bereit war, dies in keiner explosiven Art vor sich gehen würde. Aber gerade diese Ungewißheit war es, die seine Nerven in kaum zu ertragender Spannung erhielt, und oftmals wünschte er, daß etwas geschehen möge, so oder so, nur um dieser unsichtbaren Gefahr ein Ende zu bereiten.

Und doch, als dieses immer wieder Erwartete ganz jäh und unvermutet sich einstellte, da traf es ihn wie ein Blitzschlag, denn es kam aus einer Richtung, aus der er nichts gefürchtet hatte. Darum war diese Überrumpelung — zumindest im ersten Augenblick — von niederschmetternder Gewalt —

Gerald Cobb war mürrisch und voller Mißtrauen. Kilian sprach zwar Englisch mit ihm und auch einige der anderen Herren richteten ein paar oberflächliche Worte in seiner Muttersprache an ihn, aber im Grunde kümmerte sich niemand um ihn und es mochte ihm auch nicht behagen, daß Lucille, einzige Dame an diesem Abend und offenbar glänzend gelaunt und in großer Fahrt, in einer ihm herausfordernd dünkenden Weise mit fremden Männern flirtete. Es verdroß ihn im Innersten. Er saß mit gerunzelter Stirn am Tisch, machte nur kleine Einsätze und wurde von niemand beachtet.

Es waren sechs Herren anwesend, zumeist wohlhabende Ausländer, die regelmäßig bei Kilian zu verkehren schienen, denn sie bewegten sich wie zu Hause in seinen Räumen und bedienten sich reichlich an der gutversorgten Hausbar. Sie spielten zwar ziemlich hoch, aber nicht sehr konzentriert, vielleicht fanden sie es heute angenehmer, sich mit der reizenden kleinen Amerikanerin zu beschäftigen.

Lucille spielte mit „System“ und verlor ununterbrochen, was sie aber anscheinend nur mit Heiterkeit erfüllte.

Als Kilian Lucille und Cobb nach oben geführt hatte, weihte er sie als Neulinge in die gebräuchlichen Vorsichtsmaßnahmen im Falle der Gefahr ein. Man begab sich dann schnell nach unten in das große Zimmer, wo der hölzerne Mohr in die Luft grinste, und nahm in gutbürgerlicher Harmlosigkeit am Bridgetisch Platz. Kilian hatte es nur nebenbei erwähnt, mit schwachem Lächeln, denn wie er sagte, kam es nur äußerst selten vor, daß seine Gesellschaften gestört wurden. Er konnte sich auf die Diskretion seiner Gäste verlassen.

Es war auffallend, daß Lucille soviel trank. Sie war es gewohnt, Whisky unverdünnt zu trinken, und sie goß ihn in wahrlich mannhaften Mengen hinunter, ohne daß eine Wirkung an ihr zu bemerken war, abgesehen vielleicht von einem intensiveren Ausdruck in ihren Augen, die wie Porzellan glänzten.

Nicht etwa, daß Lucille sich Mut antrank. Ja, sie trank heute nicht einmal gern. Sie war angefüllt bis an den Rand mit einem fast sturen Drang nach einer Tat, sie brauchte niemals Alkohol, um ihre Energien aufzupeitschen. Sie trank lediglich, weil sie sich die Atmosphäre schaffen wollte, die ihr für ihre Zwecke günstig erschien.

Und das erreichte sie vollkommen.

Gegen Mitternacht war es ihr dank ihrem „System“ gelungen, ihr ganzes Geld zu verlieren, insgesamt etwa zweihundertfünfzig Mark.

Cobb, der über den Tisch hingelümmelt lag und fortgesetzt gewann, schob ihr eine Handvoll Zehnmarkjetons zu, aber sie lehnte ab und stand auf.

Das Spiel war jetzt hitziger geworden, die Männer hatten getrunken und waren gepackt von der surrenden Kugel.

Als Lucille vom Tisch aufstand und sich in einen Sessel an der Hausbar warf, zog Gerald Cobb ihren freigewordenen Stuhl näher heran und legte beide Füße darauf. Er war sehr laut und spielte ohne jede Beherrschung und Form, und dies wiederum lockerte die übrigen Männer ein wenig auf, sie ließen sich mehr gehen als bisher, zumal Lucille nicht mehr am Tische saß.

Öfter mußte Kilian, der ebenfalls nicht mehr ganz nüchtern war, zur Ruhe ermahnen, worauf der Lärm etwas geringer wurde, bis Gerald Cobb wiederum seine dröhnende Stimme erhob und mit seinen großen roten Pranken über das grüne Tuch fegte.

Niemand bemerkte es, als Lucille das Zimmer verließ.

Sie ging die Treppe hinab, ziemlich schnell und ohne Geräusch. Sie durchschritt die Halle, warf einen kurzen, suchenden Blick in das trüb erleuchtete große Zimmer im Erdgeschoß, wo der Bridgetisch bereitstand. An dieses Zimmer schloß sich die sogenannte Bibliothek an, ein Raum mit hohen geschnitzten Bücherborden. Mommsen II, dachte Lucille.

Sie knipste einfach das Licht an. Die Bücher waren voller Staub. Lucille blickte auf und nieder, die Reihen entlang, sie fühlte ihr Herz schlagen, aber ihre Lippen waren fest und kühn aufeinandergepreßt. Es war nicht mehr das Gesicht eines süßen kleinen Girls. Es war ein hartes, entschlossenes Gesicht. Zwischen den Brauen stand eine senkrechte Falte und die Augen waren ein wenig zusammengekniffen, lauernd und katzenhaft.

Es standen hier sehr viele Bücher. Die Titel auf den oberen Buchreihen vermochte Lucille nicht mehr zu erkennen. Sie begann mit Methode, denn sie hatte nicht viel Zeit zu verlieren.

Sie schritt Reihe um Reihe ab, begann von unten und ging immer höher hinauf. Sie holte sich einen Stuhl, stieg leichtfüßig darauf, um die oberen Buchtitel zu lesen.

Es fiel ihr keine Sekunde lang ein, sich Gedanken über die literarische Struktur dieser Bibliothek zu machen. Sie pflegte sonst immer mit einem streifenden Blick über die Buchtitel einen Schluß auf die Wesensart ihres Eigentümers zu ziehen. Aber es war ihr jetzt verdammt gleichgültig, was für eine Art von Lektüre Herr Kilian bevorzugen mochte!

Ihre Augen flogen über die Buchrücken und lasen doch nicht die Titel, sie suchten nur das eine, Mommsen II. Hol's der Teufel, wo steckte der Band? Und dann war es noch gar nicht sicher, ob Kilian nicht längst ein anderes Versteck für diesen herrlichen alten Papierwisch gewählt hatte, der ein Vermögen wert war in Lucilles Händen. Sie mußte immerzu auf den Stuhl steigen. Sie streckte ihre sehnigen, zarten Beine, reckte den Hals, ihre Augen flogen, dann stieg sie herunter, stellte den Stuhl vor die nächste Abteilung, stieg wieder hinauf, alles mußte schnell gehen und doch wieder mußte sie höllisch gewissenhaft sein und keinen Band auslassen, denn es war nicht gewiß, ob Mommsen II ordnungsgemäß neben Mommsen I stand, was freilich einfacher gewesen wäre, da sie dann die einzelstehenden Bände hätte unbeachtet lassen können.

Es war eine Ausgabe aus dem Jahre 1905, „Gesammelte Schriften“ in sieben hellbraunen Lederbänden — noch aus dem Besitz von Vinzenz' Vater — und sie standen seit vielen Jahren unbeachtet in der obersten rechten Ecke des Regals.

Lucille mußte sich auf die Fußspitzen stellen, um den Band II, der an seinem richtigen Platz stand, hervorzuziehen.

Es war kein Staub darauf.

Sie stand oben auf dem Stuhl und schlug das Buch auf. Das heißt, das Buch öffnete sich von selbst, denn es lag ein zusammengefaltetes, ziemlich ausgefranstes Papier darin.

Aus dem Nebenzimmer kam ganz plötzlich und unerwartet eine laute Radiomusik. Jemand hatte den Apparat eingeschaltet.

Lucille schob das Buch sofort unter ihre Kostümjacke. Sie stand regungslos auf dem Stuhl, mit bleichen, zusammengepreßten Lippen.

Und dann trat Kilian ein. Er ging ein paar Schritte auf sie zu. Er erblickte plötzlich die Umrisse des Buches unter ihrer Jacke. Sofort flog sein Blick hinauf zu den Mommsenständen. Er fühlte, wie sein Herz eiskalt wurde.

„Kommen Sie herunter“, sagte er.

Nebenan sang das Radio. „Dein Mund ist so rot“, hieß der Walzer von Franz Oberthür . . .

Achtes Kapitel.

Am frühen Morgen des gleichen Tages — das heißt, es war zehn Uhr vormittags, früh also nur im Sinne der Oberthürschen Lebenshaltung, — war ein Rohrpostbrief gekommen, und das war eine sehr aufregende Angelegenheit.

Oberthür war ja einer jener seltener Menschen, die fast nie Post bekommen, die selbst keine Briefe schreiben und auch keine erwarten. Etwa zweimal im Jahr kam ein Brief seiner Mutter, worin sie ihn ermahnte, warme Wäsche zu tragen und Zugluft zu meiden; manchmal kam auch eine Mahnung wegen Bürgersteuer. Im übrigen hatte Oberthür keinen Schriftverkehr.

Der Rohrpostbrief war ein völliges Rätsel.

In seinem zerknitterten Oberhemd, von dem er sich auch nachts nicht zu trennen vermochte, setzte er sich im Bett hoch und glotzte auf das vornehm bedruckte Papier. Weder kannte er einen Axel-Schmitt-Verlag noch konnte er sich vorstellen, was man von ihm wollte. Er wurde sofort sehr mißtrauisch, denn er liebte keine Komplikationen des Lebens. Büros, Geschäftsleute, bedruckte Briefbogen und derartige Dinge bereiteten ihm nur seelisches Alpdrücken. Er liebte es, mit den Händen in den durchlöcherten Hosentaschen im Grunewald umherzustrolchen oder auf dem alten Kanapee zu liegen, den Bauch in die Luft zu strecken und philosophischen Gedanken nachzuhängen. Herr Axel Schmitt forderte ihn auf, zwischen elf und zwölf in seinem Büro zu erscheinen, da er Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Ziemlich verdrossen legte Oberthür den Brief auf den Nachttisch, griff nach dem Wecker, der auf zwei Uhr stand, und stellte ihn mürrisch auf elf Uhr fünfzehn. Daraufhin warf er sich krachend auf die Seite und machte noch einen kurzen Schlummer, der freilich von lebhaften Träumen beunruhigt wurde. — —

Herr Axel Schmitt war ein riesenhafter Mann mit einem krebsroten Gesicht und hervorquellenden Augen. Er lachte dröhnend und hatte eine so laute Stimme, daß man meinen mochte, er schreie, aber er schrie gar nicht. Er war sehr aufgeräumt und frohgemut, ließ seine Ringkämpferhände wuchtig auf Oberthürs Schultern fallen und schüttelte ihn heftig, was offenbar ein Ausdruck von Wohlwollen war, aber Oberthür hatte ein leichtes Gefühl von Seekrankheit.

Axel Schmitt meinte, es wäre ein großes Glück und ein Segen, daß Oberthür zu ihm gefunden hätte. Es sei nun klar, daß sie gemeinsam große Dinge vollbringen würden. Darüber zu sprechen sei das Gebot der Stunde.

Er schleuderte ihn in einen Ledersessel, wo Oberthür betäubt hockenblieb und mit ängstlichen Augen zu dem gewalttätigen Riesen aufblickte.

Axel Schmitt steckte ihm eine ungeheure Zigarre in den Mund, reichte ihm Feuer, dann setzte er sich ihm gegenüber hinter den Schreibtisch und lächelte ihn mit seinen wässerigen Froschaugen verführerisch an.

„Hören Sie, Franz Oberthür", sagte er. Wenn er sprach, hatte man das Gefühl, als schlüge die Tinte im Tintenfaß kleine Wellen. „Was ist das für eine Sache mit diesem elenden Wicht, diesem Pfaffe? Sie haben doch hoffentlich keinen Dauervertrag mit diesem Gauner gemacht?"

Oberthür starrte ihn an. „Wie?"

Nichts begriff er. Er fühlte sich sehr unbehaglich, aber die Zigarre war gut. Was wollte dieser Mensch von ihm?

„Hören Sie, Franz Oberthür", fuhr Axel Schmitt fort, „zu mir können Sie Vertrauen haben. Ich bin kein Pfaffe. Wir beide werden einen Vertrag machen, der hundertmal besser ist. Sprechen Sie offen, von Mann zu Mann."

(Fortsetzung folgt)

Worauf wartest du, Ole?

Skizze von **Jochen Schmidt.**

Pünktlich zu jedem Zug kam Ole Jürgens an die Bahn. Die Leute im Dorf achteten darauf, wie man auf die Uhr sieht. „Ole Jürgens geht an die Bahn", sagten die Frauen, wenn er am späten Nachmittag aus der Tür trat und mit seinen krummen Beinen dem Bahnhof zustrebte. Das hieß aber soviel: „Nun wird es Zeit, das Abendbrot zu richten."

Niemand mochte Ole Jürgens an der Sperre missen. Immer hatte er ein freundliches Wort bereit, faßte hilfsbereit mit an und machte keinen Unterschied, ob er den schweren Lederkoffer von Hofbesitzer Kielmann oder die Pappschachteln von Hanne Jacobsen, mit den Äpfeln für ihre Herrschaft, auf den Bahnsteig stellte. Von dem Hofbesitzer, bei dem er früher gedient hatte, bekam Ole eine feine Zigarre, die er gleich in seinem Mützenrand aufhob, und Hanne Jacobsen, dieser Wildfang mit den heißen, hellen Augen, gab ihm einen Händedruck und ein Dankeschön, daß ihm mit seinen siebzig Jahren ordentlich warm ums Herz wurde. Dabei schimpfte er bei jeder Gelegenheit auf die jungen Mädchen, die heutzutage so wenig anhätten und sagte ihnen allen einen frühen Tod voraus.

Bei sich hatte er die Jugend trotzdem gern. Es ist eben die Art der Leute in Holstein, ihr Inneres sorgfältig zu verbergen. Nach außen scheinen sie kühl und schwerfällig; wenn sie aber ihre gute Stunde haben, können sie schön und leidenschaftlich glühen.

Es kam auch vor, daß Ole mit verbissenem Gesicht an die Sperre ging und unruhig den Zug entlang blickte, als erwarte er jemanden, der sich angemeldet hätte. Die Leute lachten dann: Auf wen sollte Ole warten?

Und Sonntags, wenn das junge Volk schwatzend und fröhlich lärmend die Abendzüge vorbeifahren ließ, neckte man ihn wohl: „Ole, kriegst noch Besuch aus Amerika, wirst einmal der reichste Mann im Dorf!" Der Alte hörte nach seiner Gewohnheit nur mit halbem Ohr hin, seine Augen suchten scharfsichtig den Zug ab, als ob nun wirklich der Erwartete kommen müßte. Dabei brummte er wie entschuldigend vor sich hin: „Einmal kommt er doch!"

Aber das hörte niemand und ging auch niemanden etwas an. Es war nicht Oles Art, andere Leute mit seinen Sachen zu belästigen. Über fünfzig Jahre hatte er auf dem Tannenhof gearbeitet, hatte drei Herren kommen und gehen sehen und mit seinem ruhigen, steten Fleiß soviel vor sich gebracht, daß ihm nun die Kate am Dorfeingang gehörte. Zwei Kühe, zwei Schweine und einiges Land gehörten dazu. Das hatte der Jung einmal haben sollen, wenn er die Anna Schwarten heiratete.

Aber eben das war eine merkwürdige Sache gewesen, davon dies junge Volk am Bahnhof kaum etwas gehört hatte; und die älteren Leute rührten nicht daran, weil sie hier einen feinen Sinn für den Packen haben, den jeder durchs Leben zu schleppen hat.

Nach dem Tod von Tine Jürgens, Oles Frau, die vor etwa zehn Jahren an der Grippe, die auf dem Lande immer besonders heftig aufzutreten pflegt, gestorben war, besorgte Anna Schwarten die Wirtschaft in der Kate ... Anna, von der die Leute sagten, sie wäre zu stolz und zu herrisch für einen guten Mann, das könne nie etwas werden. Und sie erinnerten daran, daß zwischen Christoph Jürgens, dem Jungen, und Anna etwas Unheimliches geschehen war.

Christoph hatte sehr um Anna geworben, und wehe dem, der ihm ins Gehege kam. Vielleicht hatte Annas stolzer Sinn das nicht ertragen können, sie hatten sich heftig erzürnt und maulten lange Zeit miteinander. Das Ende vom Lied war, daß Christoph Jürgens eines schönen Morgens nach Kiel fuhr und als Schiffsjunge anmusterte. Geschrieben hatte er nie, keine Postkarte, keinen Brief. Man wußte nicht, wo er sich aufhielt, und so konnte ihm auch der Tod seiner Mutter nicht mitgeteilt werden.

Aber daß er lebte und heimkehren würde, wußte der Alte. Anna und er sprachen selten, und dann nur sehr scheu von Christoph. Ob Anna ihren Stolz bereute? Sie ist so verschlossen. Ihre Lippen sind herb geworden, und ihre Gestalt ist nicht mehr so blühend wie einst. Aber über ihrem Gesicht liegt der Glanz eines versteckten Liebreizes, und ihr Gang ist aufrecht und frei.

Das weiß auch der junge Lehrer, der in der Dämmerung am Fenster vorbeikommt. Er geht dann an den See, steht eine Weile auf der Brücke und kommt wieder zurück. Ole weiß, ohne daß er hinsieht, daß der Lehrer den Blick des Mädchens sucht. Doch sie sitzt gleichmütig über ihre Näharbeit gebeugt.

Der Alte macht sich wieder Sorgen. Was soll werden, wenn der Jung nicht bald wiederkommt ...? Zehn Jahre! Er sah den Lehrer mit langsamen, fast zögernden Schritten im Regen verschwinden. Nach einer Weile seufzte Ole, blickte auf den Scheitel der Näherin, dann auf die Wanduhr, seufzte noch einmal unter der Sorge und Unruhe, die ihn heute wieder besonders gepackt hatte und sagte schließlich: „Wird Zeit zur Bahn, Anna!" Das Mädchen nickte nur und ging in die Küche, das Abendbrot zu richten.

Ole stand im Regen an der Bahn. Die Meldeglocken läuteten. Der Bahnmeister kam aus seinem Zimmer und drehte die Schranken herunter.

„Geh man rein, Ole", sagte der Bahnmeister gutmütig. „Holst dir einen schönen Schnupfen bei diesem Wetter!" Aber Ole zog die Schirmmütze fester über den Kopf und blieb auf seinem Platz. Es war inzwischen dunkel geworden. Fern rollte der Zug, Ole konnte seine Lichter schon sehen. Der Heizer schüttete gerade Kohlen auf, der Glutschein warf sich dunkellodernd gegen den Himmel und färbte die jagenden Dampfwolken blutigrot.

Der Zug hielt. Einige Türen wurden aufgestoßen, und die Schaffner hasteten mit schwankenden Laternen am Zug entlang. Nur weiter, nur weiter, bei diesem Wetter!

Der Alte sah scharf gegen den Bahnsteig, aber die erleuchteten Zugfenster blendeten ihn, daß er nichts erkennen konnte. Die Augen schmerzten vom peitschenden Regen.

Bahnmeister Brodersen ließ die Ankömmlinge durch die Sperre. Sieh, das waren Leute aus dem Nachbardorf. Jawohl, der Wagen wartet schon! Ganz zuletzt kam noch einer, hatte es anscheinend nicht besonders eilig. Ein breitschulteriger Mann, ohne Mantel in diesem Wetter.

„Tag, Bahnmeister!" sagte er, „kennst mich noch?" Überrascht hob Brodersen seine Laterne, der Schein fiel dem Mann voll ins braune Gesicht. „Nein ...", sagte Brodersen zögernd und suchte in seinem Gedächtnis. Bald zwanzig Jahre war er auf diesem Bahnhof.

Da drängte Ole Jürgens ihn plötzlich beiseite, so heftig, daß dem anderen die Lochzange aus der Hand fiel. Seine Stimme war merkwürdig rauh und zitterte wahrhaftig. „Gib den Koffer her, Jung. Anna wartet mit dem

Abendbrot!" — „Vaterl" rief der Mann erstaunt. „Woher wußtest du, daß ich komme?" — „Schon gut, komm man, Jung!" wehrte der Alte fast ärgerlich ab. Ja, so war er! Zehn Jahre hatte er Tag für Tag gewartet. Nun war er da, aber . . . um Himmelswillen dem Lausebengel keine Freude zeigen!

Bahnmeister Brodersen hatte noch kein Wort gefunden, stemmte sich gegen den Wind und sah den beiden nach, bis drüben das Licht aus der geöffneten Haustür fiel.

Ehrfurcht vor dem Besiegten.

Anekdote von **Hans Bethge.**

Als Friedrich Wilhelm III. den schmachvollen Frieden von Tilsit unterzeichnet hatte, der ihn zu einem hilflosen Vasallen Napoleons machte, geschah etwas Merkwürdiges. Es war im Grund unwichtig und stand außerhalb des Ablaufs der großen Ereignisse, aber für die wenigen, die es zu sehen Gelegenheit hatten, war es in hohem Maße rührend, ja ergreifend.

Der König befand sich nach der Unterzeichnung des furchtbaren Schriftstücks in einem Zustand der tiefsten Erniedrigung. Es war ihm, als ob sein Inneres und die Welt um ihn herum zu einem Trümmerhaufen zusammengestürzt wäre. Er hielt es in seinem Zimmer nicht aus und sehnte sich nach frischer Luft für die hämmernden Schläfen. So ließ er den Reitknecht mit den Pferden kommen, ging in seiner schlichten Uniform die Treppe hinab, schwang sich in den Sattel und ritt, nur vom Reitknecht begleitet, davon.

Der Zufall wollte es, daß ihm auf diesem Ritt die niedrigste Truppe Napoleons in ungeordneten Haufen entgegenbrandete. Hätte er gewußt, daß er dieser fragwürdigen Gesellschaft begegnen würde, — er wäre ihr ausgewichen. Es war die sogenannte Löffelgarde, ein Regiment alter, verwilderter Kämpfer, die Napoleon nicht nach Hause schicken konnte, da sie ihm in vielen Schlachten die wertvollsten Dienste geleistet hatten. Sie waren durch die zahlreichen Kriegszüge allmählich verroht, hatten nicht mehr genügend Disziplin den jüngeren Offizieren gegenüber und benahmen sich vielfach selbstherrlich und ungezügelt. Sie liebten den Trunk, und wo es zu plündern galt, zeigten sie sich rücksichtslos bis zum äußersten. Auch Napoleon verachtete diese verwegene Gesellschaft alter Landsknechte, die er nicht abstoßen konnte, und er hatte das Schimpfwort „La canaille" für sie bereit.

Diese Horde flutete dem preußischen König in fast aufgelösten Zügen entgegen. Als sie den fremden Offizier zu Pferde herankommen sahen, machten sie spöttische Bemerkungen. Plötzlich aber rief einer: „Le roi de Prusse!" Alles blickte auf den schlanken preußischen Offizier in dem einfachen Waffenrock. Als er nun nahe herankam, sahen sie in ein Gesicht von so tiefem Schmerz und so abgründiger Trauer, daß selbst diese rauhen, von menschlichen Regungen sonst nicht behelligten Männer ein Gefühl des Mitleids überkam. „Pauvre roi!" hörte man rufen und „Le malheureux!" Sie schulterten, ohne daß es ihnen jemand befahl, ihre Gewehre, schlossen sich zu festen Reihen zusammen und schritten stramm und mit militärischem Gruß an dem unglücklichen König vorüber.

Friedrich Wilhelm sah verwundert, was vor sich ging. Und zum ersten Mal an diesem furchtbaren Tage spielte ein leises Lächeln um seine Lippen. Er reckte sich in einem zaghaften Anflug von Selbstgefühl und grüßte die Vorüberziehenden freundlich mit den ihm eigentümlichen harten und eckigen Bewegungen. Ein beinahe warmer Zug leuchtete für kurze Zeit über sein blasses Gesicht, denn er empfand dieses Verhalten der Löffelgarde als eine kleine Huldigung für ihn, was es ja auch war, — und das tat dem Gedemütigten wohl.

Als die Rotten vorüber waren, lösten sie sich schnell wieder in ungeordnete Haufen auf. Der reitende König hielt sich auch weiterhin aufrecht, wie es seine Gewohnheit war, aber das Lächeln um seine Lippen war geschwunden, Schmerz und Trauer lagen wieder hart gemeißelt in seinen düsteren Mienen.

Gewiß, es war nur eine kleine, unendlich spärliche Genugtuung, die dem vom Schicksal Zerschmetterten seine Bezwinger leisteten, — aber es war doch ein lichter, von unerwarteter Menschlichkeit seltsam durchglänzter Augenblick an diesem düstersten aller Tage, und er schwand dem König niemals aus seiner Erinnerung.

Bunte Chronik

Kopfbedeckungsfrage — sehr verwickelt.

In Spanien streitet man sich gegenwärtig darüber, womit man sich den Kopf bedecken soll. Das ist nicht nur eine Frage der Jahreszeit und der Mode, sondern die Kopfbedeckung entscheidet vor allem über das politische Bekenntnis der Einwohner Syriens. Wie in der Türkei hat man nämlich hier in der Nachkriegszeit versucht, den Hut einzuführen. Dieser Versuch mißlang. Daraufhin versuchte man im Jahre 1934 die Baskenmütze zu importieren. Diese Bewegung wurde durch eine andere, religiös gefärbte Bewegung gegen diese „schändliche unvornehme Mütze" abgestoppt. Andererseits wird von einer Gruppe der Turban propagiert, der einstmals die „National-Kopfbedeckung" darstellte. — Da war man nun gleichsam ratlos geworden, womit man sich den Kopf bedecken sollte. Die syrische Jugend hat sich schließlich dafür entschieden, barhäuptig zu gehen. Nur die Amtspersonen tragen eine Mütze. Der Turban bleibt die Kopfbedeckung für religiöse Feste.

Eitelkeit vor Königsthronen.

Schon in jungen Jahren erwarb sich der Schauspieler Talma den Ruf eines ausgezeichneten Charakterdarstellers. Mit zunehmender Berühmtheit wuchs auch die Eitelkeit des in aller Welt gefeierten Mimen und äußerte sich manchmal in grenzenloser Überheblichkeit. Nach seinem erfolgreichen Auftreten in Paris wurde der Künstler in Audienz von König Ludwig XVI. empfangen, der den Heldendarsteller persönlich kennen zu lernen wünschte. Talma erzählte später mit Vorliebe vom Verlauf dieser Audienz: „Ich glaubte, dem Wunsche des Königs nachkommen zu können. Man führte mich in die kleinen Gemächer, und sogleich befand ich mich dem König gegenüber, der sich über meinen Besuch sehr zu freuen schien. Allein bald gewahrte ich eine gewisse Verlegenheit bei ihm. Mein Ruf schüchterte ihn offenbar ein. Ich bemühte mich nun, mit ihm in einem überaus gutmütigen Ton zu plaudern, und es gelang mir auch, es dem König so bequem zu machen, als ob er nur einen gewöhnlichen Sterblichen seinesgleichen vor sich gehabt hätte."

Lustige Ecke



„Benutzen Sie ein Haarmittel?"
„Nee, so ist es von allein geworden!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.